Nr. 265. — Zweites Blatt.

Verantwortl. Redakteur: R. O. Köhler in Stettin.
Verleger und Drucker: R. Graßmann in Stettin, Kirchplatz 3—4.

Bezugspreis: in Deutschland auf allen Postanstalten vierteljährlich 1 ℳ; durch den Briefträger ins Haus gebracht kostet das Blatt 40 ₰ mehr.

Anzeigen: die Kleinzeile oder deren Raum 15 ₰, Reklamen 30 ₰.

# Stettiner Zeitung.

Sonntag, 11. November 1900.

Annahme von Anzeigen Breitestr. 41—42 und Kirchplatz 3.

Vertretung in Deutschland: In allen größeren Städten Deutschlands: R. Mosse, Haasenstein & Vogler, G. L. Daube Invalidendank. Berlin Bernh. Arndt, Max Gerstmann. Elberfeld W. Thienes. Halle a. S. Jul. Barck & Co. Hamburg William Wilkens. In Berlin, Hamburg und Frankfurt a. M. Heinr. Eisler. Kopenhagen Aug. J. Wolff & Co.

## Zur Wahl der III. Abtheilung.

### Gereimte ungereimte Winke für Wähler und Wühler.

„Wer die Wahl hat, hat die Qual“ dieses Wort stimmt allemal und es ist nicht immer schön, wenn man hin zur Wahl muß gehn. Aber es ist Bürgerpflicht: „Bürger, drum versäum' es nicht!“ Doch eh' man den Gang tritt an, reiflich überlege man, ob der Mann uns auch gefällt, der zum Kandidat gestellt. Wie politisch ist sein Sinn, darnach sehet garnicht hin, ob zur Rechten er sich neigt, ob sich links empfänglich zeigt, nun — das weiß ein Jedermann, darauf kommt es gar nicht an. Wer von Bürgergeist beseelt, der am besten wird gewählt. Wer dem Magistrat in Ruh' stets in Allem stimmet zu, niemals zeiget Widerspruch — davon giebt es schon genug. De halb besser uns gefällt, wenn zur Wahl man Jemand stellt, der auch in dem „Rothen Haus“ seine Meinung frei spricht aus und nicht stets durch Dick und Dünn mit dem Magistrat zieht hin. Wer „von oben“ auf Euch schaut, dem wird jetzt auch nicht getraut, wenn er plötzlich ganz loyal sagt, er sei streng liberal und zum Wahlfang Euch galant drückt die bied're Bürgerhand. — Uns're Jugend zu erzieh'n ist ein köstliches Bemüh'n, drum stellt Mittel auch bereit für die Schulen jederzeit und gilt's einen Schulhausbau, knausert da nicht zu genau. Aber wer dafür plaidirt, daß der Bau wird reich verziert, mit viel Thürmchen rings verseh'n, drauf einen Riesendach soll steh'n — solcher Mann ist uns ein Graus, der paßt nicht in's „Rothe Haus“. Wer da zeiget Schwärmerei für die städt'sche Baupol'zei, wie sie heute schaltet hier, auch auf den verzichten wir. Die da auf dem Standpunkt steh'n, alle Steuern zu erhöh'n, denken, daß der kleine Mann solche Last ertragen kann — solche Männer sind nichts werth, werden von uns nicht begehrt. Aber der, der unverzagt Jedem seine Meinung sagt, sich vor großen Herr'n nicht bückt, von den Sitzungen nicht drückt, unabhängig jeder Zeit, nur tritt ein für Sparsamkeit — solcher ist stet's unser Mann, den mit Ruh' man wählen kann.

Wissen muß man wie man wählt, drum sei dieses auch erzählt: Jeder, der da geht zur Wahl, such' zunächst sein Wahllokal, vor der Thüre wird er seh'n dort verschied'ne Männer steh'n, die im Auftrag der Partei'n ihm Wahlzettel händ'gen ein und als wohlgesinnter Mann nimmt man alle Zettel an, läßt sie dann verschwinden rasch alle in die Westentasch', denn man suchte schon zu Haus sich den Kandidaten aus, den zu wählen uns're Pflicht, drum braucht man die Zettel nicht. Tritt man in's Lokal dann ein, muß man still und ruhig sein, geht dann zu dem Wahlvorstand, nennet Namen, Wohnung, Stand. Einer in die Liste blickt und wenn mit dem Kopf der nickt, Jeder sicher sein dann kann, daß zur Wahl berechtigt man. Wenn auch Alles auf Euch schaut, so sagt doch am Wahltisch laut: „Ich wähl' hiermit den und den!“ und dabei mag jeder seh'n, daß wie er genannt den Nam', der auch in die Liste kam, damit ist der Wahlakt aus, man kann ruhig geh'n nach Haus. Allzu schwer ist's also nicht, zu erfüll'n die Bürgerpflicht, und man hat auch Zeit zum gehn', denn man kann schon Morgens zehn seine Stimme werden los, wenn man dort zur Zeit ist blos; und erst Abends punkto acht wird die Klappe zugemacht. Wer am Tage freie Zeit und zur Arbeit ist bereit, der zur Unterstützung geh' zum Fraktions-Wahl-Komitee. Wenn ein Wähler säumig ist und die Wahl beinah vergißt, den muß holen noch heran sicher der Vertrauensmann; deshalb müßt Ihr rührig sein, auch dazu Euch stellen ein, seinen Lohn ein Jeder hat, denn es gilt das Wohl der Stadt. — Daß die Wahl am Montag ist, wohl kein Wähler mehr vergißt, wo man wählt ein Jedermann aus dem Zettel sehen kann, den der Magistrat stellt aus und uns sandie in das Haus. Es dient auch zur Sicherheit, hält den Zettel man bereit, mit ihm zu beweisen geht, daß man in der Liste steht.

Wen man wählt? — So leicht ist's nicht, mancher sich den Kopf zerbricht, denn der Kandidaten-Zahl ist meist groß bei solcher Wahl. Einer hier sich hören läßt: „Liberal nur ist das best'!“, doch ein and'rer saget: „Nein, Unabhängig muß er sein!“ Und weil guter Dinge drei, kommt ein Dritter noch herbei, rufet: „Arbeiter, Ihr wißt, Euch nützt nur ein Sozialist!“ — Und der Wahlkampf dann beginnt! Wie der Redestrom da rinnt! Wahrheit, Trug und Fantasie zwinget man zur Harmonie, freilich der harmon'sche Klang tönet nicht wie deutscher Sang. Was man irgend wo erlauscht, wird gar mächtig aufgebauscht, etwas Neues zuerdacht, ein „Verbrechen“ draus gemacht. Mancher, der schon viele Jahr der Komune dienstbar war, plötzlich dabei hören muß: „Was Du thust, ist alles „Stuß“! Wenn er auch zu jeder Zeit prompt that seine Schuldigkeit, er muß glauben jetzt daran, daß er nicht der rechte Mann. Bei dem Simmiel-Surium muß der Wähler werden dumm, fast verzweifelnd ruft er aus: „Wen send' ich in's „Rothe Haus?“ — Ich hab all' dies überdacht, und mir meinen Plan gemacht, er soll jetzt verkündet sein, stimmt auch nicht ein Jeder ein: Wenn sich Jemand lang bewährt, trotzdem Anfechtung erfährt, vor dem zieh' ich gern den Hut, seine Ansicht ist meist gut, wenn sie Alle Zeter schrein, fällt mir stets das Sprichwort ein: „Schlechtste Früchte sind es nicht, die der Wespe Stachel sticht!“ — Man prüfe d'rum den Kandidat vor allem nur nach seiner That, hat er gewirkt auf Sparsamkeit, war Meinungsfest zu jeder Zeit, so ist es auch der rechte Mann, der uns're Stimm' erhalten kann. — Ein Jeder wohl die Männer kennt, die „unabhängig“ man hier nennt, die in Erfüllung ihrer Pflicht vor strenger Arbeit schreckten nicht, bei denen nur gilt die Parol': „Der ganzen Bürgerschaft zum Wohl!“, die sparsam sind mit städt'schem Geld — sie hat man wieder aufgestellt und wer für sie geblieben treu, der wähle Montag sie auf's Neu'. Da ist zunächst Herr Julius Kurz, ihn will man bringen gern zu Sturz, obwohl bestät'gen jeder kann, daß er stets stellte seinen Mann. Dann weiter Gustav Malkewitz, auch den nähm' gern man seinen Sitz, trotzdem ihm, wenn man debattirt, doch stets der erste Preis gebührt. Schlagfertig ist zu jeder Zeit er zu der Antwort auch bereit, die wird gewöhnlich nicht zu knapp und weiset jeden Angriff ab. — Professor Kolisch nenn' ich dann, den Gegnern ist's ein Schreckensmann, weil er mit voller Energie sich oftmals wendet gegen sie. — Gilts Fragen für den Schiffsverkehr, dann rufet Engelmann nur her, darin kann keiner heller seh'n, als der erfahr'ne Schiffskapitän. Dann Voigt und Lüdtke sei genannt, auch Fischer ist bereits bekannt, ihr Wirken durch so manches Jahr liegt öffentlich vor Allen klar. Weil bei dem großen Schul-Etat es gut, wenn auch ein Schulmann da, der d'rüber stets kann Rede steh'n, hat die Partei sich auserseh'n Professor Gaebel, wohlbekannt, als Pädagoge anerkannt, der gerne sich verpflichtet hat, zu widmen seine Kraft der Stadt. — Die städt'schen Bauten kosten Geld, wo solche werden hergestellt, da will vorher geprüfet sein auch sorgsam jeder Anschlag sein, d'rum suchte man nach einem Mann, der solches sachgemäß auch kann und fand als Kandidaten bald den Zimmermeister Grunewaldt. Nun, Bürger, gehet hin zur Wahl, erinnern will ich noch einmal, daß Jeder, der nur irgend kann, bei Zeiten trete dazu an. Der Andrang in der Mittagszeit, der geht bekanntlich oft so weit, daß das Lokal bald überfüllt, und dann das Leben wird sehr wild. Nicht besser geht es Abends her, da drängt man meistens noch weit mehr, d'rum rath' ich Allen: Säumet nicht! Erfüllt bei Zeiten Eure Pflicht! Tret' Jeder in den Wahlkampf ein! Ein Sieger muß ja schließlich sein. Wer dabei ruft „Viktoria?“ Wie kann ich's wissen? — — —

R. O. K.

---

## „Napoleon.“

Das Ereigniß des Tages in London ist das Erscheinen des seit Langem mit größter Spannung erwarteten Buches von Lord Rosebery über Napoleon. Es führt den Titel „Napoleon: the Last Phase“ und behandelt die sechs Jahre der Gefangenschaft des Kaisers auf St. Helena. Mit großer Prägnanz und Anschaulichkeit wird ein Bild jener Zeit entworfen, in der der Kaiser und seine wenigen getreuen Gefährten „wie gelähmte Seevögel auf einem tropischen Felsen saßen“. Aber es ist nicht so sehr der literarische Reiz, der die Bedeutung des Buches ausmacht als vielmehr die Thatsache, daß der Engländer, der Führer der Liberalen, eine rücksichtslose und strenge Verurtheilung des Verhaltens seiner Landsleute Napoleon gegenüber ausspricht; er verurtheilt scharf die unwürdige Behandlung, die dem gefangenen Kaiser von Seiten der Beamten auf St. Helena zu Theil wurde. Lord Rosebery berichtigt in vielen Einzelheiten die Memoiren von Antomarchi, Gourgaud und Las Cases; an Stelle des ungebeugten Cäsar, dessen Leiden sich nur in Entrüstungs- und Zornausbrüchen offenbart hätte, zeigt er die tiefe Niedergeschlagenheit, den fortschreitenden Verfall des Gefangenen, des Mannes, der „sich nur noch im Bett wohlfühlte, nachdem er früher immer gefunden hatte, daß die Tage viel zu kurz waren“. Nichts könne „absurder, unpolitischer, weniger edelmüthig und zartfühlend sein als das Benehmen Englands gegen Napoleon“ erklärte der russische Bevollmächtigte. Lord Rosebery bestätigt jedes Wort dieser Verurtheilung. „Wenn St. Helena in den Franzosen schmerzliche Erinnerungen wachruft, so sind die unter uns erregten viel schärfer.“ Besonders verletzend für den Kaiser waren auch die kleinen Kränkungen, denen er allenthalben von den Engländern ausgesetzt wurde. Die Hälfte der Sorgen des taktlosen Gouverneurs von St. Helena, Sir Hudson Lowe, wären fortgefallen, wenn er seinen Gefangenen „Kaiser Napoleon“ hätte anreden dürfen. Aber kaum war dieser auf der Insel gelandet, als der Gouverneur ihm folgende Einladung nach Longwood sandte: „Sollten die Arrangements General Bonapartes es erlauben, würden Sir Hudson und Lady Lowe erfreut über die Ehre seiner Gesellschaft sein; er würde die Gräfin beim Diner am nächsten Montag um sechs Uhr treffen. Sie bitten Graf Bertrand, diese Einladung auszurichten und ihnen seine Antwort zu senden.“ Bertrand übergab Napoleon die Einladung; der Kaiser bemerkte nur: „Es ist zu albern; schicken Sie keine Antwort.“ Die Gräfin war Lady London, die Gattin des des Generalgouverneurs von Indien, Lord Moira. „Sir Hudson hielt es für eine liebenswürdige Herablassung, Napoleon einzuladen, mit der Gräfin zu diniren, und redete ihn mit einem Titel an, von dem er sehr gut wußte, der Kaiser würde ihn als eine Beleidigung gegen Frankreich und sich selbst betrachten.“ Darnach ist es nicht überraschend, daß, „obgleich Lowe unruhig um Longwood umherstrich, Napoleon sich weigerte, ihn zu empfangen; und fast fünf Jahre lang vor Napoleons Tode wechselten sie niemals ein Wort mit einander.“ „Die Entrüstung dauerte bis zum Ende. Hobhouse schickte Napoleon sein Buch über die Hundert Tage und schrieb „Imperatori Napoleoni“ hinein. Der gewissenhafte Lowe belegte es daher mit Beschlag. Ja bis zum letzten Ende, bis zum Grabe hielt man an dieser Kleinlichkeit fest. Des Kaisers Anhang wünschte, auf die Sargplatte die einfache Inschrift „Napoleon“ mit dem Datum und Ort der Geburt und des Todes zu setzen. Sir Hudson verweigerte seine Zustimmung, wenn nicht „Bonaparte“ hinzugefügt würde. Aber des Kaisers Gefolge hielt es für unmöglich, die Bezeichnung anzunehmen, die sein Herr abgelehnt hatte. So kam kein Name auf den Sarg. Es scheint unglaublich aber es ist wahr“ . . . Mit großer Kunst schildert Lord Rosebery das Leben in Longwood. Dem Herrn so vieler Schlösser ist als Wohnort ein feuchtes Haus angewiesen, um das ewige Winde wehen und das 2 kleine Zimmer enthält, die vierzehn zu zwölf Fuß messen. In einer Ecke steht das kleine Feldbett, das bei Marengo und Austerlitz gedient hat, und hier sowie auf einem andern im anstoßenden Zimmer verbringt er manche schlaflose Nacht, während er auf dem alten Sopha die langen Stunden manches langweiligen Tages zubringt. In diesen dürftigen Räumen hält er zeitweise die strenge Hofetikette aufrecht. Courgaud, Bertrand, Montholon und Dr. Antomarchi müssen stehen, bis sie krank vor Ermattung sind und sich an die Möbel lehnen. Wenn Madame Bertrand oder Madame Montholon eintreten und die Männer ungeheißen aufstehen, werden sie scharf zurechtgewiesen. Man servirt Napoleon auf Gold- und Silbergeschirr, und französische Diener in grüngoldenen Livreen bedienen ihn. Ein leerer Platz wird für die Kaiserin reservirt, aber dann und wann einer begünstigten Dame gegeben. Er fährt nur in einer sechsspännigen Equipage aus, und ein Stallmeister in voller Uniform steht an jeder Thür. Seine Zimmer sind mit Büchern

gefüllt, sein einziges wirkliches Vergnügen ist die Ankunft neuer Bücher. Er nahm 800 Bände mit nach Waterloo, darunter die Bibel, Ossian, Homer, Bossuet und alle siebzig Bände Voltaire. Die britische Regierung sandte ihm eine Bücherrechnung über 28 000 Mark, und da die Summe bei seinem Tode unbezahlt war, verkaufte man die Bücher in London für einige Tausend Mark. Heute würden Napoleons Randbemerkungen ihnen einen unschätzbaren Werth verleihen. Die flüchtigen Einblicke in das Leben in der Gefangenschaft zeigen einen neuen Napoleon, der eine Geduld und Nachsicht mit seiner Umgebung aufweist und ihren Widerspruch und ihre schlechte Laune in einer Weise duldet, die man niemals von dem gebieterischen und heftigen Befehlshaber erwartet hätte. Wir sehen ihn nicht sehr gut Schach spielen, kleinere Betrügereien beim Spiel ausüben, aber niemals die Gewinne nehmen, und dabei gegen das Spielen moralisiren. Lesen und Unterhaltungen waren die Hauptzerstreuungen. Aber trotz alledem leidet dieser mächtige Geist schrecklich unter der langen Weile und dem Ueberdruß . . . Eine der ergreifendsten Stellen des Buches schildert Napoleons letzte Stunden. Man hat diese letzten Momente oft dramatisch dargestellt. Der englische Geschichtsschreiber giebt nach den genauesten Dokumenten folgende schlichtere Erzählung: „Es ist seltsam, daß trotz der ängstlichen Ueberwachung, die den Kaiser umgab, sein Ende unerwartet gekommen ist. Sein Tod trat plötzlich ein . . . Weder der Gouverneur noch die englische Regierung ahnten, daß das Ende so nahe war. In den letzten Tagen seines Lebens war er beständig im Delirium. Am Morgen des 5. Mai stieß er einige unzusammenhängende Worte aus, unter denen Montholon „France . . . armée . . . tête d'armée . . ." verstehen zu können glaubte. Während er diese Worte aussprach, stürzte er sich aus seinem Bett auf den Fußboden, Montholon, der sich bemühte, ihn zurückzuhalten, bei Seite schiebend. Das war die letzte Anstrengung dieser furchtbaren Energie. Nur mit Mühe brachten ihn Montholon und Archambault wieder in das Bett zurück, und er lag ruhig bis gegen sechs Uhr Abends, zu welcher Zeit er den letzten Seufzer aushauchte. Draußen tobte ein wüthender Orkan; die schwachen Schilderhäuser der Soldaten wurden wie bei einem Erdbeben geschüttelt; die Bäume, die der Kaiser gepflanzt hatte, wurden ausgerissen, und die Weide, unter der er sich gewöhnlich ausgeruht hatte, wurde beschädigt. Im Zimmer bedeckte der treue Marchand die Leiche mit der Uniform, die der junge Eroberer bei Marengo getragen hatte . . ."

## Praktisches für den Haushalt.

**Obst und Rothweinflecke aus Marmor zu entfernen.** Man betupft die Flecke mit Aether (Hoffmannstropfen) oder mit Salmiakgeist.

**Kitt für Glaser.** Anstatt des gewöhnlichen Glaserkittes aus Leinölfirniß und Kreide wird ein festerer Kitt auf folgende Weise bereitet: Man kocht sieben Theile Leinöl mit 4 Theilen Umbra zwei Stunden lang, dann setzt man ein zehntel Theil geschmolzenes Wachs zu und rührt in die heiße Mischung 5,50 Kreide und 11 Theile Bleiweiß.

**Beseitigung von Blutflecken aus Fußböden.** Das beste Mittel hierzu ist abreiben oder scheuern der Fußböden mit einem Gemisch von 24 Theilen Wasser und einem Theile Schwefelsäure. Ist der Flecken zerstört, so scheuert man mit reinem Wasser, auf keinen Fall aber mit Seife, da sonst ein Fettfleck entstünde. Sollte noch Säure im Holze sein, so kann diese durch etwas Lauge oder Asche unschädlich gemacht werden.

**Lackiertes Holz** darf niemals mit der Seifenbürste abgescheuert werden, sondern wird mit lauwarmem Wasser, dem etwas Salmiakgeist hinzugesetzt wurde, vermittelst eines Leinentuches abgerieben und dann abgetrocknet.

**Zur Verhütung des Einrostens der Schrauben** taucht man dieselben in ein Gemisch von Graphit und Oel, wonach dieselben selbst nach Jahren nicht einrosten.

## Literatur.

**Kaiser Friedrich der Gütige.** Vaterländisches Ehrenbuch von Müller-Bohn. Herausgegeben von Paul Kittel. Historischer Verlag, Berlin SW., Yorkstr. 83. Mit 34 Kunstbeilagen in Schwarz und Farbendruck, etwa 500 authentischen Abbildungen im Text und 8 Faksimile-Beilagen, Groß-Folio, in prächtigem Einband. — Das ist ein Ehrenbuch, wie es sich für den liebenswürdigen Prinzen geziemte, den hochgebildeten Kronprinzen mit seinem freien Blick, für den Feldherrn, der siegreich aus allen Schlachten hervorging und 1866 im Kriege mit Oesterreich bei Königgrätz den Sieg herbeiführte, dann 1870 im Kriege mit Frankreich die Schlacht bei Wörth gewann und mit seinen Truppen den Kaiser der Franzosen bei Sedan gefangen nahm. Dann im Frieden durch seine Liebenswürdigkeit die Herzen aller gewann und leider den falschen Kuren des Charlatan Mackenzie in der Blüthe seiner Jahre erliegen mußte.

Wir können das Buch nur auf das wärmste empfehlen, es führt uns fast eine große Zahl der bedeutenden Männer des vorigen Jahrhunderts im Bilde vor und bietet in den kolorirten Schlachtgemälden überaus wirkungsvolle Gemälde. [238]

**Kunstwart.** Herausgeber Ferd. Avenarius, Dresden. Verlag Georg D. W. Callwey, München (vierteljährlich 3 Mk., das einzelne Heft 60 Pf.). Das erste Novemberheft dieses vorzüglich redigirten Journals im Kampf für das Echte und Gesunde in deutscher Dichtung und Kunst gegen Entartung und Hohlheit, enthält u. a.: Und der Goethebund? Vom Herausgeber. — Romane und Erzählungen. Von Adolf Bartels. — Musikgeschichte. 5. Von Georg Göhler. — „Kain." Von Richard Batka. — Kulturarbeiten. 3. Von Paul Schultze-Naumburg. — Lose Blätter: Aus Gustav Falkes „Mann im Nebel". — Rundschau. — Notenbeilagen: Eugen d'Albert: Aus dem Musikdrama „Kain". — Bilderbeilagen: Albrecht Dürer, Madonna. Abb. 7—15 zu Schultze-Naumburgs Aufsatz „Kulturarbeiten".

## Vom Fingerhut

weiß die „Köln. Volksztg." u. A. das Folgende zu erzählen: Wir besitzen schon aus dem Ende des 12. oder Beginn des 13. Jahrhunderts ein Fingerhutlied, dessen Dichter kein Geringerer als Walther von der Vogelheide ist und das uns in meisterhafter Uebertragung von Scheffel vorliegt. Die Heldin desselben ist, wie uns Herrn Walthers Singerknabe, Berlt der Junge, mittheilt, eine Burgfrau in Frankreich im Delfinate (Dauphiné), die den Dichter bei schwerer Krankheit mildherzig gepflegt hat. Jung-Berlt erzählt davon:

Wir gasteten bei Hornungfrost
Fernab im Delfinate,
Dort fand er seinen Wintertrost
Im Schloß zu Pitroláte,
Ein kaltes Fieber stach ihn an
Mit schwerer Kopfsinnirung,
Die Burgfrau pflag den siechen Mann
Mit Spruch und Arzenirung.
Er wär' bei solchem Pflegen
Gern ewig krank gelegen.

Aber als der Frühling ins Land kam, kehrte er doch wieder zur Heimath zurück. Jung-Berlt erzählt darüber:

Er sang das Lied vom Fingerhut
Als wir im Elsaß ritten,
Und blickte unter Thränen
Südwärts mit vielem Sehnen.

Der Dichter selbst aber theilt uns mit, er habe, als ihn „die Sonne vom Pferde stach", in einem Waldthal auf schattenkühler Erde liegend, am Saume einer Schlucht die Fingerhutblume erblickt.

Als ich die Purpurglöcklein sah
Am hohen Stengel schwanken,
Eine große Verträumniß mir geschah
Und Wirrwarr aller Gedanken,
Und all mein Sinnen ward seligen Muths
Und alle Sorgen geringer:
Ich dacht' eines andern Fingerhuts,
Der schmückte den schönsten Finger.

Der Finger gehörte der schönsten Hand,
Die Hand der schönsten der Frauen,
Die je in des Königs von Frankreich Land
Ein Troubadour durfte schauen.
Sie weilt zur Stund' in der Stadt Paris
In hohen Züchten und Ehren;
Mög' ihr die heilige Dyonys
Stets Heil und Sälde gewähren;

Denn jene fingerhuttragende Hand
Hat den schönsten Gürtel bereitet,
Den je ein Ritter als Minnepfand
Dem Waffenrock übergespreitet;
Ein Epheublatt ist darin gewirkt
Mit der feinsten seidenen Masche;
Kennt ihr den Sinn, den Epheu birgt:
Je meurs ou je m'attache!

Und wem sie den Gürtel zu eigen beschert,
Das hat kein Späher erfahren,
Der Packsattel dort mit dem grasenden Pferd
Weiß manch Geheimniß zu wahren.
Hei, schönste der Frauen, hei, schönste Hand,
Hei, Hütlein am schönsten der Finger!
Nun sagt, ihr Blumen am Bachesrand,
Bin ich nicht ein seliger Singer?

Das Lied sollte eigentlich nicht auf die Nachwelt kommen, denn der Dichter hatte, nach Deuschland zurückgekehrt, dem „Garzun" befohlen, das Lied nebst allen auf das französische Erlebniß bezüglichen Liedern zu verbrennen. Jung-Berlt aber, „der Tönedieb", „das liederfalsche Garzünlein", gehorchte nicht. Er machte sich später ein Verdienst daraus, die schönen Lieder vor der Vernichtung bewahrt zu haben. Vielleicht hat er es aber auch blos aus Trägheit unterlassen, was sich begreift, wenn man bedenkt, wie umfangreich die Manuskripte damals waren und wie viel schwieriger es auch war, Feuer zu schlagen, als jetzt, wo fast jeder Europäer eine Streichholzdose in der Tasche mit sich führt. Hoffentlich ist die ihm vom Dichter angedrohte Strafe des „Durchhauens" gelinde ausgefallen. Wir sind ihm jedenfalls Dank dafür schuldig, daß er das Lied vor Vernichtung bewahrte, aus dem wir deutlich entnehmen, daß es nicht allein schon vor 600 Jahren Fingerhüte gab, sondern daß sie bereits so lange im Gebrauch waren, daß eine Blume nach ihnen benannt wurde und mit diesem Namen nicht blos dem Botaniker vom Fach bekannt war. In alten Klosterbüchern, in Plänen von Klostergärten oder auch in Verzeichnissen von Gift- und Arzneipflanzen dürften sich möglicherweise Nachrichten über die Zeit der Entstehung des botanischen Namens Digitalis (Fingerhut) finden. Ob das uralte Ringelreigenlied der Kinder, welches beginnt:

Blauer, blauer Fingerhut,
Hätt' ich Geld, das wär' wohl gut!

sich um einen botanischen oder technischen Fingerhut dreht, dürfte schwer zu ermitteln sein. Uebrigens hat es der Fingerhut seit Erfindung der Nähmaschine bequemer als früher, wo er die Arbeit allein thun mußte.

## Vermischte Nachrichten.

— (Neue Pariser Mode!) Man schreibt, daß in der Pariser Damenwelt eine energische Opposition gegen die Tyrannei des in seinen bisherigen splendiden Pariser Formen unleidlich gewordenen „fünf Uhr Thees" ausgebrochen ist und daß man an Stelle desselben zu dem bescheidenen „goûter bien français" früherer Zeiten zurückkehrt, indem man sich mit einer Dosis alten spanischen Bodega-Weines und einigen mürben Kuchen bewirthet. Die Nachmittagsbesuche erhalten durch den Genuß edler Tropfen feurigen Weines ein idealeres Gepräge und der durch die „fünf Uhr Thees" meist verdorbene Appetit zum Nachtessen wird im Gegentheil durch ein die Verdauung förderndes Glas ächten Bodega-Portweins gehoben! Diese neue Sitte dürfte sicherlich auch bei uns Eingang finden, wenn sich unsere Damenwelt zu Versuchen geneigt zeigt!

— Aus der Kinderzeit der Königin Wilhelmina von Holland erzählt ein englisches Blatt eine reizende Anekdote. Es war noch bei Lebzeiten des Königs Wilhelm. Die Bürger Amsterdams hatten ihrem Monarchen ein wundervolles Porzellanservice als Gabe dargebracht. Der König war dermaßen entzückt von dem herrlichen Geschirr, daß er einen Hofbefehl erließ, der jeden mit der Strafe sofortiger schimpflicher Entlassung bedrohte, wer das Unglück hätte, ein Stück des Services zu zerbrechen. Nicht lange danach traf die junge Wilhelmina einen ihrer Lieblingslakaien, der bitterlich schluchzte. Ueberrascht und theilnehmend fragte das königliche Kind den Mann nach der Ursache seines Kummers. „Ach, königliche Hoheit" — jammerte der Unglückliche — „ich habe eine der kostbaren Tassen zerbrochen, und nun werde ich aus dem Dienst gejagt." Die kleine Prinzessin ließ sich sogleich die Scherben zeigen. „Die sind ja noch zu kitten!" sagte sie. „Wenn wir sie recht klug und schön zusammenkleben, merkt es kein Mensch!" Gleich machte sie sich persönlich mit dem Diener ans Werk und in Kurzem war die Tasse wieder so gut wie ganz. Die Prinzessin instruirte den Mann nun, er solle ihr bei der Tafel in dem gekitteten Tassenkopf kalten Thee serviren. Kaum hielt sie die Tasse in Händen, so ließ sie sie auch schon, wie durch Versehen, auf die Erde fallen, so daß sie von Neuem in Scherben ging. Der König, der Zeuge dieses Unfalls gewesen, gerieth in den heftigsten Zorn. Wilhelminchen schluchzte, sprang auf und fiel ihrem Vater um den Hals. „Adieu, Papachen, mein liebes Papachen!" rief sie. „Ich gehe! Du siehst mich nie wieder!" — „Was soll das?" erwiderte der König und sah sein Töchterchen erstaunt an. „Nun ja!" jammerte die kleine Prinzessin: „Du hast gesagt, wer eine Tasse dieses Geschirrs zerbricht, muß aus dem Haus." — — „Ach was!" erwiderte der Monarch und lachte schon wieder. — „Das trifft mein Wilhelminchen nicht!" und er verzieh ihr auf der Stelle. Später aber hat sie dem König doch die Wahrheit gebeichtet, nur verschwieg sie ihm wohlweislich und hartnäckig den Namen des eigentlichen Missethäters.